

STICHWORT

Im **Kolonialismus** herrscht eine kulturell andersartige Minderheit über die Kolonisierten. Dabei leiten die Kolonialherren ihre eigenen Interessen, die notfalls auch mit Gewalt durchgesetzt werden. Oftmals ging dies mit der Überzeugung von der eigenen kulturellen Höherwertigkeit einher, weshalb in der Geschichte die Arbeit von Missionaren und die Einrichtung von Schulen eng mit der Kolonisation verbunden sind. Der Großteil der Räume und Völker der Erde geriet zwischen 1500 und 1920 unter die Kontrolle von Europäern. Der Historiker Jürgen Osterhammel weist darauf hin, dass es die Kolonisation als einheitliches System nicht gibt: „Kolonisation ist mithin ein Phänomen kolossaler Uneindeutigkeit“, schreibt er. Die meisten Kolonien in der Neuzeit waren Teile von Kolonialreichen, in denen die Macht von einem Zentrum ausging, das über Orte an der Peripherie des Reiches herrschte. Die Expansion von Märkten, der Wettkampf um Ressourcen, globalstrategische Machtsicherung, aber auch militärische Interessen waren dabei oft treibende Kräfte. Formen kolonialer Kontrolle und Herrschaft existieren bis heute. gux

REZENSION



Tillmann Prüfer:
Der heilige Bruno.
Die unglaubliche Geschichte meines Urgroßvaters am Kilimandscharo.
Rowohlt 2015,
320 Seiten, 9,99 Euro.
ISBN 978-3-499-63057-6

Der fremde Urgroßvater

Von Catharina Volkert
Tillmann Prüfer erzählt seine Familiengeschichte. Sie beginnt mit dem Ruhestand seiner Mutter – und ihrem Plan, gemeinsam mit ihrer Familie nach Tansania zu reisen. Dorthin, wo ihr Großvater Bruno Gutmann Missionar war. Ein fremder Kontinent, eine ihm fremde Glaubensüberzeugung – und eine Familienreise. All das lässt den Autor zögern. Dann stimmt er zu. Er lässt sich ein auf die Reise in die Vergangenheit – und in die Gegenwart. Dorthin, wo in einer tansanischen, evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde am Kilimandscharo der christliche Glaube seines Urgroßvaters noch immer lebt.
„Der heilige Bruno“ ist die Familiengeschichte eines Zeit-Magazin-Redakteurs. Knappe Sätze. Persönliche Anekdoten. Momente zum Schmunzeln. Zum Innehalten. Generation Google stellt sich der Welt. Das, was Prüfers Magazin-Reportagen zum Lesevergnügen machen, wird auf 318 Seiten überstrapaziert. Inhaltlich überzeugt das Buch dafür umso mehr, erzählt es doch von einem vergessenen Erbe. Seite für Seite nimmt Prüfer den Leser mit auf seine Expedition. Ohne Scheu schildert er zunächst sein Unwissen. Ob Christentum, Familienbiographie, Kolonialgeschichte: Prüfer ist vieles fremd. Und so beschreibt er nicht nur die Reise einer deutschen Familie auf den Spuren eines Ahnen, sondern auch seine eigene Suche nach Fakten und Erklärungen.

Der Autor rekonstruiert den Lebensweg seines Urgroßvaters anhand von Briefen, er trifft den Enkel eines seiner Freunde in London – und erhält durch den Musiker eine erste Lektion in Kolonialgeschichte und afrikanischer Küche. Auch die Leipziger Mission besucht er, für die Bruno Gutmann zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach Tansania zog. Prüfer erzählt von Impfungen, Familientelefonaten – und der tatsächlichen Reise. Somit betreibt er nicht nur Ahnenforschung, sondern auch Glaubensforschung. Immer wieder schildert er seine Distanz zu dem, was seine Familie so sehr prägte: den Glauben an Gott, den Vater, und seinen Sohn, Jesus Christus. Dadurch bemerkt und kommentiert Prüfer viel, was eingeschworene Christen nicht mehr sehen: die aufgeschlagene Bibel im Arbeitszimmer der Leipziger Mission, die Anrede in der heutigen Gemeinde, die sein Urgroßvater gegründet hatte: „Bruder“. „Bislang kannte ich niemanden in Tansania. Jetzt habe ich dort sogar einen Bruder“, kommentiert er die E-Mail eines Pastors. Die Spurensuche endet mit einem Happy End. Der heilige Bruno hat seinen Urenkel missioniert – oder, wie der Autor freimütig sagt: Gott war es.

Das Buch ist bestellbar bei der **Evangelischen Bücherstube**, Tel. 0431 / 519 72 50.

Die Verbrechen von damals

Vom schwierigen Umgang mit der Schuld der Vorgänger

Noch heute leiden die Angehörigen der Herero und Nama in Namibia unter den Folgen der grausamen Taten kaiserlicher Streitkräfte in der damaligen deutschen Kolonie. Die Verhandlungen über eine Versöhnung sind zäh, nicht immer glänzen die offiziellen mit diplomatischem Geschick. Wie geht ein Land mit der Schuld vergangener Zeiten um? In Hamburg, im 19. Jahrhundert? Sitztreibende Kräfte für die Kolonialmacht Deutschland, ist nun an der Universität ein Pilotprojekt zum Umgang mit dem schwierigen Erbe entstanden.

Von Julika Meinert
Hamburg. Es ist ein schwieriges Unterfangen, mit dem deutsche Diplomaten in Namibia unterwegs zu sein scheinen: Den Völkermord an den Herero und Nama im damaligen Deutsch-Südwestafrika anerkennen, ohne Ansprüche auf Reparationszahlungen abzuleiten. Gott hat „uns den Dienst der Versöhnung aufgetragen“ heißt es im 2. Korintherbrief 5, 18. Doch Versöhnung ist schwierig, wie die politischen Debatten der Gegenwart zeigen.

Als Mitglieder der Herero und Nama Widerstand gegen die deut-

schen Siedler leisteten, töteten Soldaten des Kaisers zwischen 1904 und 1908 in der damaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika, dem heutigen Namibia, bis zu 80 000 Menschen. Seit der Bundestagsdebatte um den Völkermord an den Armeniern 1915/16 und eine mögliche Mitschuld Deutschlands im Juni dieses Jahres stehen auch die Geschehnisse in Namibia verstärkt im Fokus. Wie geht ein Land mit Verbrechen um, die ein Vorgängerstaat begangen hat? Wie gut ist ein Land wie Deutschland im Umgang mit historischer Schuld? Im Falle Namibias sind die Verhandlungen bislang wenig erfolgreich.

Ringens um das Recht auf Entschädigung

Im Juli äußerte Namibias Präsident Hage Geingob, das Verhalten des Sondergesandten für die Genozidverhandlungen gefährdeten die guten Beziehungen der Länder. „Die Stimmung in Namibia ist durch das Auftreten der Delegation gekippt“, sagt der Hamburger Professor Jürgen Zimmerer. Er ist Vorsitzender des International Network of Genocide Scholars (INoGS), des Weltverbandes der Genozid-Forschenden, und



Kriegsgefangene im Kolonialkrieg, den das Deutsche Reich zwischen 1904 und 1908 gegen die Herero und Nama führte.

Foto: epd

leitet an der Universität Hamburg die Forschungsstelle „Hamburg (post-)koloniales Erbe / Hamburg und die frühe Globalisierung“. Die deutsche Delegation habe das Pferd von hinten aufgezäumt, meint der Historiker. „Man muss erst die Schuld eingestehen und dann über Wiedergutmachung verhandeln. Die deutsche Regierung verhandelt erst, dann erkennt sie es vielleicht an. Da wäre ein bisschen mehr Demut angemessen. So gibt es sehr viel böses Blut im Moment.“

Das Problem der Verhandlungen liegt an den Folgen, die eine

offizielle Anerkennung als Völkermord hätte. Wie so oft geht es dabei ums Geld: Reparationszahlungen ist das Stichwort, das, so meint Zimmerer, auch andere europäische Länder fürchten. Eine Versöhnung setzt ein offenes Gespräch voraus – das es noch nicht genügend gegeben habe. „Man sollte zuhören, was die Namibier wollen, statt einfach Diplomaten in das Land zu schicken, deren Ziel es ist, dass Deutschland möglichst wenig zahlen muss“, sagt er.

Deutschland trägt schwer an seinem kolonialen Erbe, und es tut sich schwer mit dem richtigen Ton



Professor Dr. Jürgen Zimmerer lehrt an der Universität Hamburg.

Foto: Uni Hamburg

in seiner Aufarbeitung. Warum gibt es keine Debatte in der Gesellschaft, fragt Zimmerer, keine Aktion, die die Auseinandersetzung Jugenderliche wie mit dem Nationalsozialismus fördern, keine Historikerkommission? „Ich plädiere dafür, das zivilgesellschaftlich zu

diskutieren, nicht diplomatisch hinter verschlossenen Türen.“

Nicht nur auf nationaler Ebene beschäftigen die Schatten der Kolonialzeit die Verantwortlichen. Auch Städte und einzelne Institutionen stehen vor der Frage, wie sie mit einer zweifelhaften Vergangenheit umgehen – ebenso die Kirchen. Denn „Missionare spielen eine große Rolle, sie haben in Namibia die ersten Abkommen mit den Einheimischen ausgehandelt“, so der Wissenschaftler. Ohne sie hätte es keinen kolonialen Staat in Namibia gegeben. „Sie mögen individuell hehre Vorstellungen gehabt haben, aber sie waren Brückenbauer und Wegbereiter der kolonialen Herrschaft.“

Zum Vorreiter der Aufarbeitung wird nun ausgerechnet die Stadt, die im 19. Jahrhundert den Aufstieg des Deutschen Reiches zur Kolonialmacht vorantreibt: Hamburg. „Deutschland ist Kolonialmacht geworden auf das Betreiben von Hamburger Kaufleuten hin“, sagt Zimmerer. Einer der institutionellen Vorläufer der Universität, die mit einer Forschungsstelle Neuland betritt, ist das Kolonialinstitut. Carl Hagenbeck feierte in den 1880er-Jahren mit Völkerschauen in der Hansestadt Erfolge, ehe er Anfang des 20. Jahrhunderts seinen Tierpark eröffnete.

Kooperation mit dem Völkermuseum

„Die Debatte gibt es in Hamburg seit den 2000er-Jahren, im Juni 2014 fiel der Senatsbeschluss, das koloniale Erbe der Stadt aufzuarbeiten“, erzählt Zimmerer. Seit 2015 ist die Forschungsstelle eingerichtet, die Anzahl der Mitar-

beiter hat sich innerhalb von zwölf Monaten von einem auf 14 erhöht – an den Standorten Hamburg und Bremen. „Das Projekt ist sehr innovativ“, sagt Zimmerer. „Damit ist Hamburg allein auf weiter Flur.“ Andere Städte, wie etwa Bremen, wollen nun mit ähnlichen Projekten nachziehen.

Die von der Forschungsstelle veranstaltete Ringvorlesung „Hamburg: Deutschlands Tor zur kolonialen Welt“ wurde von der Öffentlichkeit mit großem Interesse angenommen, Seminare für Studenten waren rasch ausgebucht. Die Forschungsergebnisse der jungen Historiker sind nun für jedermann zugänglich: in einer App des Kooperationspartners Völkermuseum.

„Das waren sehr aufwendige Seminare, auch für die Studenten, aber die meisten waren trotzdem begeistert, weil sie sehen: Das ist nicht nur Forschung für die Uni, dabei kommt etwas heraus, das von allen genutzt werden kann“, erzählt Zimmerer. Für ihn hat sich die Arbeit gelohnt: „Erinnerungsaufarbeitung ist ein Weg, natürlich ist das aufwendig.“

Die erstaunlichste Erkenntnis lieferte dem Historiker die Gegenwart – „dass die Hamburger Politik so hinter diesem Projekt steht und es unterstützt“. Er sei sehr positiv überrascht, wie groß das Interesse der Öffentlichkeit ist. „Bei der Ringvorlesung waren teilweise 400 Leute, nicht nur Studenten.“ Natürlich gebe es auch Menschen, die lieber eine Nationalgeschichte hätten, die die kritischen Seiten ausschließe, so Zimmerer – aber die gehen wahrscheinlich eh nicht in meine Vorlesung.“

Weitere Infos online unter www.kolonialismus.uni-hamburg.de.

„Nur offene Diskussionen bringen Erkenntnisse“

Hamburg. Auch in den ehemaligen Kolonien des Deutschen Reiches spielt die Aufarbeitung der Kolonialzeit eine Rolle. Mit den Wissenschaftlerinnen Irene Hübner und Diana Natermann hat Hans-Christian Roestel darüber gesprochen.

Wie ordnen Sie den derzeitigen Stand der Aufarbeitung deutscher Kolonialzeit in Afrika ein: Lassen sich hier Tendenzen aus staatlicher, kirchlicher oder gesellschaftlicher Perspektive erkennen?

Hübner: Lange Zeit hat sich die Forschung vor allem für die Auswirkungen der westlichen Herrschaft auf die abhängigen Nationen in Afrika interessiert. In jüngerer Zeit sind jedoch auch die Rückkoppelungen und Effekte auf die kolonisierenden Gesellschaften zunehmend in den Blick geraten.

Natermann: Es ist noch viel zu tun im Bereich der Aufarbeitung deutsch-afrikanischer Geschichte, allerdings hat die deutsche Politik den Wert der postkolonialen Studien inzwischen erkannt und ist gesprächsbereiter geworden.

Aus lateinamerikanischen Ländern etwa kennt man die sogenannten Wahrheitskommissionen – staatlich-akademisch orientierte Gremien



Anthropologin Irene Hübner ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Völkermuseum. Foto: privat



Dr. Diana Miryong Natermann arbeitet als Historikerin an der Universität Hamburg. Foto: privat

zur Vergangenheitsaufarbeitung vor dem Hintergrund von Diktaturen. Gibt es solche Strukturen auch in afrikanischen Ländern?

Hübner und Natermann: Ja, im Jahre 1997 schlug die „South African Truth and Reconciliation Commission“ Anhörungen der ehemaligen Kolonialmächte vor, jedoch fanden sie nie statt. Aktuell gibt es die „Ovaherero and Ovambanderu Genocide Foundation“ wie auch die „Ovaherero Traditional Authority“.

Welche Bedeutung haben verantwortungsbewusste Erkenntnisse zu staatlicher Kolonialgeschichte und was können sie demnach bewirken?

Hübner: Größere Offenheit des Dialogs über die Kolonialzeit und deren Machtstrukturen trägt dazu bei, dass die selbstkritische Verarbeitung vorgefasster Meinungen notwendige Schritte nach vorne gemacht hat. Nur anhand offener Diskussionen kann man zu neuen Erkenntnissen gelangen.

Natermann: Die Kolonialzeit muss von beiden Seiten aufgearbeitet werden, denn auch eine kurze Kolonialzeit, wie die deutsche es war, hinterlässt langfristige Spuren im kulturellen Raum und in der Wahrnehmung des jeweils anderen Landes.

Traum vom „Platz an der Sonne“

Das deutsche Kolonialreich

Das deutsche Kolonialreich mit seinen „Schutzgebieten“ in Kamerun und Togo, Ostafrika, Ozeanien sowie in Nordostchina war flächenmäßig zwar das viertgrößte Kolonialreich nach dem britischen, französischen und russischen – aber es hielt gerade einmal 20 Jahre.

Von Tilman Baier

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts gab es vor allem durch deutsche Handelsgesellschaften Bestrebungen, gesicherte Stützpunkte auch außerhalb Europas zu erhalten. Doch weder gab es eine deutsche Seemacht noch hatten die maßgebenden politischen Kräfte Interesse an Kolonien. Angebote von Dänemark, Kolonien abzutreten, oder des Sultans der südosastatischen Zulu-Inseln, sich unter den Schutz Preußens zu stellen, wurden abgelehnt. Es war vor allem Otto von Bismarck, der das Streben nach Landbesitz außerhalb Europas kritisch sah. Es sei nicht hinnehmbar, dass die ganze Nation die Kolonien unterstütze, während nur wenige daraus Nutzen ziehen, erklärte er. Zwar wurden 1873 die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland und 1882 der Deutsche Kolonialverein gegründet, doch Bismarck, nun Reichkanzler, blieb skeptisch.

Erst als England es ablehnte, den Schutz einer deutschen Handelsniederlassung in Südwestafrika zu übernehmen, und sich mit Frankreich über weltweite Einflusssphären verständigte, ohne die Handelsinteressen Deutschlands zu berücksichtigen, änderte sich die Haltung zum Kolonialbesitz. 1884 wurde ein Reichskommissar für die westafrikanische Küste per Kriegsschiff entsandt, um entsprechende Verträge mit einheimischen Führern abzuschließen. Zudem stellte Bismarck mehrere Besitzungen deutscher Kaufleute unter den Schutz des Reichs.

Den Anfang machten die heutige Lüderitzbucht und das Hinterland als Deutsch-Südwestafrika. Im selben Jahr 1884 folgten die westafrikanischen Gebiete Togo und Teile Kameruns, 1885 Ostafrika. 1886 kamen die pazifischen Gebiete Nord-Neuguinea mit der davor gelegenen Inselgruppe sowie die



Übersichtskarte deutscher Kolonien: Flickenteppich deutscher Handelsinteressen. Abbildung: wordpress

Marshall- und Salomon-Inseln dazu. 1888 wurde das mikronesische Nauru annektiert. Zunächst bekamen private Gesellschaften weitgehende Rechte eingeräumt, das Kaiserreich behielt sich nur eine vage Oberhoheit vor. Doch Aufstände und Grenzstreitigkeiten führten dazu, dass alle „Schutzgebiete“ direkt der staatlichen Verwaltung unterstellt wurden. Nach Bismarcks Rücktritt als Reichkanzler verzichtete das Kaiserreich im Helgoland-Sansibar-Vertrag 1890 auf alle Ansprüche nördlich von Deutsch-Ostafrika. Im Geopzug wurde Deutsch-Südwestafrika über den Caprivi-Zipfel mit dem Sambia verbunden.

Unter Kaiser Wilhelm II. (1888–1918) versuchte Deutschland, durch Erwerb weiterer Handelsvertretungen und den Ausbau seiner Kriegsmarine seinen Kolonialbesitz und damit den „Platz an der Sonne“ zu erweitern. 1898 wurde das chinesische Kiautschou mit dem Hafentort Tsingtau deutsches Pachtgebiet. Spanien übertrug Deutschland 1899 die mikronesischen Inseln der Karolinen, Marianen und Palau im mittleren Pazifik, deutsches Schutzgebiet wurde nun auch der Westteil der Samoa-Inseln im Südpazifik. Deutsch-Ostafrika wurde von Tanganika aus auf die Königreiche Burundi und Ruanda ausgedehnt, 1911 wurden die Besitzungen in Kamerun erweitert.

Nach den Aufständen der Herero und Nama in Südwest- und der Maj-Maj in Ostafrika griff der Staat stärker ein. Der Arbeitszwang für Afrikaner wurde abgeschafft, die Versorgung verbessert. Dadurch kam es ab 1907 zu keinen größeren Aufständen mehr, die Leistungsfähigkeit der Kolonien vergrößerte sich rasch. Eine geplante Aufteilung des portugiesischen Kolonialreichs zwischen England und Deutschland kam wegen des Weltkriegsausbruchs, in dessen Folge Deutschland alle seine Kolonien verlor, nicht mehr zustande.

Erbe mit Licht und Schatten

Wie Namibias Kirchen mit der kolonialen Hinterlassenschaft umgehen

Sechs Jahre arbeiteten Katharina und Albrecht Lotz als Pastoren in deutschsprachigen Gemeinden in Namibia. In diese Zeit fiel das Gedanke an die Niederschlagung des Herero-Aufstandes anlässlich des 100. Jahrestages. So haben sie den Umgang mit dem Erbe der Kolonialzeit im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika erlebt.

Von Tilman Baier
Ludwigslust. Ja, es gibt sie, die Spuren der deutschen Kolonialzeit in Namibia, mit denen die Reisekataloge werben: Geschäfte mit den deutschen Werbeaufschriften, erkennbar von Deutschen errichtete Kirchen wie in Windhoek, Svakopmund oder Lüderitz. Auch in der Wirtschaft und im Verkehrsnetz des Landes haben sich Spuren der deutschen Prägung erhalten, erzählen Katharina und Albrecht Lotz, von 2003 bis 2009 Pastoren in den überwiegend deutschsprachigen Gemeinden Tsumeb, Otavi und Grootfontein im Norden nahe des Nationalparks Etoschappanne.

Zum Erbe der Kolonialzeit gehört die Pflege der deutschen Sprache. Dabei war diese nach der Niederlage des deutschen Kaiserreichs im Ersten Weltkrieg bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs aus dem öffentlichen Leben Südwesafrikas verbannt worden: Der Völkerbund hatte die ehemalige deutsche Kolonie unter die Verwaltung Südafrikas gestellt. Erst mit der Verschiebung der Machtverhältnisse innerhalb Südafrikas von der britischen Dominanz hin zu den Buren, Nachkommen niederländischer Einwanderer mit ihrer Sprache Afrikaans, und der

Einführung der Apartheid auch im Mandatsgebiet Südwestafrika wurde die deutsche Sprache in der Öffentlichkeit wieder erlaubt. Zwar werden Kinder zunächst in ihrer Muttersprache unterrichtet, doch in den höheren Klassen wird nur Englisch gesprochen. So sind die deutschsprachigen Kirchengemeinden und Schulen bis heute die wichtigsten Kultur- und Sprachträger für die Nachkommen deutscher Einwanderer. Da wird liebevoll im Hochsommermonat Dezember der Adventskranz aufgehängt, Choräle wie „Nun nimm denn meine Hände“ gepflegt. Doch, so betont das Pastorenpaar, das heute in Ludwigslust arbeitet, die meisten Deutschstämmigen sehen sich nicht als Deutsche, sondern als deutschsprachige Namibier.

Eigenes pflegen und das Gespräch suchen

Politisch brisant bleibt die Landfrage. „Hier hat sich viel geändert, weil sich der Staat das Vorrecht der Vergabe von freiem Land vorbehält“, berichtet Albrecht Lotz. „In der Umgebung unseres Gemeindegebietes sind 70 Prozent der Farmer schwarze Namibier.“ Dadurch haben etliche weiße Farmer als Nachbarn schwarze Landbesitzer bekommen, von denen die meisten zur Oberschicht gehören. Oft spielen die Kinder zusammen – die Erfahrungen im Miteinander helfen, Klischees aufzulösen, meint Lotz.

Dass es nicht zu Zwangsentwässerungen und damit zum Zu-

sammenbruch der Landwirtschaft wie in Simbabwe gekommen ist, trotz Korruption, Amtsmissbrauch und Clanwirtschaft, liegt daran, dass die Kirchen immer wieder das Gespräch zwischen den Volksgruppen anstoßen und in Gang halten. Schließlich gehören 90 Prozent der Einwohner einer der lutherischen Kirchen an – ein weiteres, sogar wohl das wichtigste Erbe der deutschen Kolonialzeit, das noch heute Namibias Gesellschaft prägt.

Es war die Rheinische Missionsgesellschaft, die bereits um 1850 ihre Mitarbeiter nach Südwestafrika aussandte. Nach der Gründung von deutschsprachigen Gemeinden, die erste 1896 in Windhoek, waren die Missionare oft gleichzeitig als Pastoren für die weißen Kolonisatoren zuständig. „Bis in die 1960er-Jahre gab es solche Pastoren, wegen ihrer Tätigkeit in schwarzen und weißen Gemeinden auch Zebra-Pastoren genannt“, erzählt Albrecht Lotz. 1926 schlossen sich diese Gemeinden zu einer Synode zusammen, seit 1960 sind sie die Deutsche Evangelische Kirche (DELK). Ihre lutherischen Schwesternkirchen sind die Evangelical Lutheran Church in Namibia und die Evangelical Lutheran Church in the Republic of Namibia.

Nach den Beobachtungen von Katharina und Albrecht Lotz ist es für die Gesellschaft Namibias äußerst wichtig, die verschiedenen Sprachgruppen im Land miteinander ins Gespräch zu bringen und hier auszugleichen. Da sind nicht nur die sprachlichen und kulturellen Unterschiede zwischen weißen und schwarzen Einwohnern. Auch die Bevölkerungs-



Albrecht und Katharina Lotz (außen) nach dem Gottesdienst auf einer Farm im Norden Namibias. Foto: privat

gruppen der Ovambo und der Herero, der Nama Domere und der Buschleute grenzen sich untereinander ab und agieren schnell rassistisch. „Rassisten gibt es in allem Bevölkerungsgruppen“, meint Pastor Lotz, so auch Demonstrationen mit Schildern „Töte alle Weißen“.

„Die Rolle der Kirchen, die heute in der vereinten Kirchenleitung zusammenarbeiten, ist deshalb so groß, weil sie mit dem brisanten Feld der Politik anders umgehen können“, erklärt Albrecht Lotz. Besonders wichtig ist dies beim Versöhnungsprozess im Blick auf die koloniale Vergangenheit. 2004 zum 100. Jahrestag der Niederschlagung des Herero-Aufstandes ist die Stimmung schwierig gewesen: Kauma Riru-aka, ein selbst ernannter Oberführer der Herero, habe zur Wiedergutmachung vom deutschen Staat eine hohe Summe gefordert, die über ihn transferiert werden sollte. Doch die Bundesregierung

Wegbereiter der Versöhnung

Durch diesen Prozess gibt es heute in den überwiegend deutschsprachigen Kirchengemeinden mit rund 5200 Mitgliedern kaum Rassisten – die Hardliner haben sie verlassen. Die reformierte Kirche, Heimstatt der Minderheit der Buren, hatte bereits 1990 ein Schulbekenntnis wegen der Apartheid verfasst. Doch Katharina Lotz bedauert, dass es in Namibia nach der Unabhängigkeit von Südafrika 1990 keine Wahrheits-



Anthropologin Irene Hübner ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Völkermuseum. Foto: privat



Dr. Diana Miryong Natermann arbeitet als Historikerin an der Universität Hamburg. Foto: privat